

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire =
Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 2 (1952)

Heft: 3

Buchbesprechung: Notker der Dichter und seine geistige Welt [Wolfram von den Steinen]

Autor: Hauck, Karl

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EINZELBESPRECHUNGEN — COMPTES RENDUS

WOLFRAM VON DEN STEINEN, *Notker der Dichter und seine geistige Welt*. Darstellungsband 640 S., Editionsband 227 S. und 5 Tafeln. Verlag A. Francke AG, Bern 1948.

Ein bedeutendes, außergewöhnliches Buch wird hier der Wissenschaft und der lesenden Welt abendländischer Kulturtradition vorgelegt. «Den Geist, die Schönheit, die Eigentümlichkeit der Notkerischen Hymnen zu erschließen: das ist dieses Werkes vornehmste Aufgabe». (Darstellungsband = D S. 147). Notker I. (ca. 840—912), bekannt mit dem Namen Balbulus, den er sich demütig selbst immer wieder gab, wird vom Verfasser der Dichter genannt. Denn der Verfasser hat die Sequenzendichtung in ihrer Fülle und Vielfalt als Notkers höchste Leistung und damit einen «der wenigen großen Dichter zwischen dem Evangelium und Dante» (D S. 7) erst recht wieder entdeckt. Als vor wenigen Jahren durch Restauration im Windsheimer Altar eines der wesentlichen Originalwerke Tilman Riemenschneiders ganz überraschend zurückgewonnen wurde, war die allgemeine Anteilnahme außerordentlich. Der Verfasser hat jedoch nicht allein ein Hauptwerk, Notkers Hymnenbuch, das die Wissenschaft bisher verloren geben mußte, in vieljähriger Bemühung aus den Schuttbergen der Überlieferung Stück für Stück herausgegraben, sondern vielmehr den geistigen Rang Notkers mit dieser mühsamen Bergungs- und subtilen Rekonstruktionsarbeit neu bestimmt. Eine ungeahnte Gipfelzone wurde so erneut den «genießenden Verweilen» (D S. 152) erschlossen. Einen um wieviel größeren Widerhall müßte also diese philologisch-historische Arbeit des Verfassers im Vergleich zu der kunstgeschichtlich so bedeutsamen Restauration des Windsheimer Altars finden, wenn nicht das Interesse unserer Zeit ungleich stärker der scheinbar so leicht zugänglichen Bildkunst als der Strenge des künstlerischen Wortes gälte. Doppelt tröstlich ist es daher, daß die verschiedensten eidgenössischen Stiftungen eine großzügige und würdige Drucklegung des Werkes, das den Deutschen und besonders den Schweizern einen ihrer Großmeister des Wortes wiederschenkt, erleichtert haben.

Wie, so fragt man sich vor allem, wurde dem Verfasser die nicht mehr zu erwartende Wiederherstellung (D S. 513f.) des *Liber Ymnorum* möglich, dessen erste, textkritische Ausgabe im Editionsband (= E) mit den anderen St. Gallener Sequenzen des 9. und 10. Jahrhunderts und den übrigen erhal-

tenen Dichtungen Notkers dargeboten wird. Die handschriftliche Überlieferung verheißt zwar in 10 verschiedenen Hss. aus St. Gallen und anderen Klöstern den *Liber Ymnorum Notkeri*, aber der höchst ungleiche Bestand dieser Hss. (E S. 196), die wir als «Gesangbücher für den praktischen Gebrauch» besonders des Chormeisters (D S. 149, E S. 206) sehen müssen, um sie zu verstehen, tut diese Selbstbezeichnung als eine zwar Notker ehrende, aber für die einzelnen Sequenzen jeweils erst zu prüfende Behauptung dar. Der hochverdiente Bernardus Pez hat allerdings 1721 den *Liber Ymnorum* nach einer einzigen Hs., dem clm 14322 aus St. Emmeram gedruckt und Migne, PL 131, Sp. 1005ff., hat diesen Druck wiederholt, aber diese Ausgabe wurde infolgedessen für die echten Notker-Texte ganz unzulänglich, da es sich um eine spätere Mischhs. handelt. Demgegenüber kann der Verfasser mit durchschlagenden Gründen die Ansicht von Jakob Werner¹ erneuern, daß der Einsiedelner Codex 121 (E S. 204ff., D S. 425f., 514) dem verlorenen Original noch am nächsten steht. Entscheidend über Werner hinaus führt die Klärung des Verhältnisses der ca. 15 besten Hss. (E S. 196) zum Archetypus durch die Erhellung ihrer liturgischen und sonstigen Entstehungsbedingungen (E S. 192ff.) und die Untersuchung der Entwicklung des St. Gallener Sequenzenkanons. Durch den hs. Befund erhält der Verfasser so ca. 70 Texte, aus denen nun die von Notker verfaßten ausgelesen werden müssen. Um die echten Notker-Sequenzen von den späteren Nachträgen zu unterscheiden, helfen ein Stück des Weges mittelalterliche Zuweisungen und Zeugnisse weiter (D S. 508ff.). Von ihnen ist das wichtigste Notkers Selbstzeugnis mit dem berühmten Widmungsbrief des *Liber Ymnorum* an Karls III. Kanzler Liutward von Vercelli (E S. 8f.). Die Echtheit dieses Briefes war nicht unumstritten. Der Verfasser hat sie jedoch (D S. 504ff.) mit der Sorgfalt, die sein Buch überall auszeichnet, als über jeden Zweifel erhaben erwiesen und zugleich dem Dokument eine Reihe von wichtigen neuen Einsichten zur Frühgeschichte der Sequenz abgerungen (D S. 154ff.). Notkers Selbstzeugnis im Liutward-Brief und die anderen Zuweisungen von Sequenzen an Notker durch mittelalterliche Autoren ergeben Anhaltspunkte für insgesamt 11 Sequenzen, von denen absolut zuverlässig jedoch nur 4 sind. Immerhin dürfen auch alle anderen ernsthafte Beachtung fordern (D S. 513). Zu den Echtheitskriterien, die von dieser teils eindeutig, teils mehr oder weniger gesicherten Denkmälergruppe geboten werden, treten diejenigen, die uns die anderen Notker-Werke bieten. Es sind nicht allzu viele (z. B. D S. 284, 563, s. jedoch auch S. 382f., 584)².

Angesichts dieses Befundes hätte der durchschnittliche Betrachter zur Lösung der Echtheitsfrage, vor dieselbe Aufgabe gestellt, wohl eine Diktatuntersuchung durchgeführt. Der Verfasser dagegen hat wesentlich mehr geleistet, ohne auf jene Methode völlig zu verzichten. Die mit ihrer Anwen-

¹ *Notkers Sequenzen* Aarau 1901. Mir unzugänglich.

² Als Vorarbeit auch für diese Fragen: VON DEN STEINEN, *Notkers des Dichters Formelbuch*, in dieser Zs. 25, 1945, S. 449 ff.

dung gewonnenen Ergebnisse sind in den gelehrten Scholien (10. Buch) mit anderem Wertvollem und mit ihrem heute so beliebten statistischen Material versteckt. Wie ist der Verfasser aber, wenn nicht auf der *via communis*, dann doch zum Ziel gekommen? Zunächst hat er zur Rekonstruktion von Notkers Hymnenbuch die Überlieferung der gesamten Frühepoche der Sequenzendichtung in den Bereich seiner Untersuchung einbezogen. Dem Thema entsprechend mußte im Mittelpunkt die deutsche Tradition stehen. Der Verfasser schöpft jedoch aus voller Kenntnis der Gesamtüberlieferung³. Zur Erhellung der Anfänge und ihrer Eigenart wird kein Weg gescheut, ebenso zu der bisher wenig beachteten psalmodischen Hymnik der alten Kirche weit zurückgegriffen, wie in die «gotische» Epoche seit dem 12. Jahrhundert vorausgeschaut. Neben der Initialsequenz erhalten so ihr eigenes Profil die Sequenzen der Notker-Generation und der ottonische Sequenzestil. Bei der Untersuchung der Echtheitsfrage wurde ferner jedes einzelne Stück im Vergleich zu der besonderen Gattung geprüft. Es wurden also für sich untersucht die Herren-Sequenzen (4. und 5. Buch), die Marien-Sequenzen (5. Buch), die Michaels-, die Innocentes-, die Frauen-, die Benedikts-Sequenzen usw. (6.—8. Buch). Die Liturgiegeschichte kommt dabei ebenso zu ihrem Recht wie der durch sie mitbedingte, einzelne literarisch-theologische Sequenzentypus, der regelmäßig von bekannten, gegebenen Stoffen ausgeht. In den so gewonnenen, speziellen Sequenzengruppen wurde dadurch die gattungsgemäße und die eigenwillige, die durchschnittliche und die meisterliche Formung erst leicht überschaubar. Allein schon durch diese systematische, gattungsmäßige Aufgliederung der Überlieferung ist das Werk unentbehrlich für jede weitere Bemühung um die Geschichte der Sequenzendichtung.

In der Darstellung des Verfassers geht diese Aufgliederung der Überlieferung parallel mit der Auslese der echten Notker-Sequenzen, dem Hauptanliegen des Buches, zur Rekonstruktion des verlorenen Originals des Hymnenbuches. Mit welchen Mitteln betreibt nun der Verfasser seine Scheidekunst? Er antwortet selbst (D S. 152): «Ob eine Sequenz Notker gehört oder einem anderen, das erkennt man nur, wenn man in ihren Kern eindringt und sie nun gleichsam nicht mehr von außen nach innen, sondern von innen nach außen versteht. Da erfaßt man die schöne Gesetzlichkeit der Worte, Gedanken und Bilder — was hier der *Gang* eines Gedichtes genannt wird.»

Wie wird dieses Prinzip verwirklicht? Die entscheidenden Kriterien für Notker gewinnt der Verfasser allein von 3 zuverlässig echten Sequenzen aus, die zugleich als 3 Stufen des Notkerschen Werkes verstanden werden (3. Buch, D S. 150 und S. 197ff. im besonderen). Da begegnen uns z.B. als bestimmende Merkmale für das Ertasten von dem «Dichter im Gedicht»:

³ Vorarbeiten: VON DEN STEINEN, *Tausendjährige Hymnen*, Amsterdam 1942/44. Ders., *Die Anfänge der Sequenzendichtung*, Zs. f. schweiz. Kirch.-Gesch. 40, 1946, S. 190 ff., S. 241 ff. und 41, 1947, S. 19 ff., S. 122 ff. Dazu den Nachtrag durch P. ISO MÜLLER, *Zur Nachwirkung Notkers des Stammlers*. ebda., 44, 1950, S. 215 ff.

als Gang, als «Gesamtbewegung... das Neigen Gottes, das Emporwachsen des Menschen» (D S. 197, 167, 245 u. ö.). Ferner: «die gesättigte Füllung der kurzen Strofen»... «Führung nach innerem Gesetz»... «zarte Spannkraft» (D S. 198)... «Das Feiern der Gottheit in ihrem Walten, nicht aber mit prunkenden Worten und Titeln»... «diese edle Sparsamkeit» kann man «mit Notkers Sinn für das Sakramentale zusammenbringen... Notker sucht die Nähe und die fordernde Wirklichkeit. Darum kann er auch nicht traulich sein» (D S. 202). Kennzeichnend sind weiter: «Antistrofierung... als die lebendig gewachsene Form eines ‚zweihändigen‘ Fügens, eines *diptychischen Erscheinens der inneren Bilder*»... «Meisterliche Entfaltung des Mysteriums» (D S. 203)... «Der Drang zur Mitte der Dinge hin» (D S. 214), oft bereits im Einsatz, dem «Incipit, das sofort den Festgegenstand nennt» (D S. 213f.)... «Natürliche Neigung zum kyklischen Gedicht», d.h. «das Ende weist auf den Anfang zurück und hat eine höhere Stufe erreicht» (D S. 215, 308f.)... Daß «dem Menschen in Notkers Sequenzen kein Handeln zukommt» (D S. 303)... «Die strenge Geistigkeit im Sinnlichen, die unabirrer klare Führung» (D S. 242)... Die Anwendung der «Forderung, den Gefeierten vom höchsten Punkt aus zu begreifen» (D S. 354; der Verfasser stellt so die geistige Welt Notkers von seinem Hymnenbuch aus dar). Kurz, «einzig» in Notkers «Hymnen gibt es diese Art des geistigen Sehens und Verdichtens» (D S. 307).

Als unecht ausgeschieden werden im Gegensatz dazu Hymnen wegen ihres «breiten, heiteren Ductus» (D S. 310), wegen der «Fülle der Bilder, ihr rasches sich Drängen und sich Verdrängen ist nicht nach Notkers Art» (D S. 273). «Wegen des Ausdrucks einer weit lebhafteren Sinnlichkeit als Notker sie sich je erlaubt hat» (D S. 370), wegen ihres Bleibens «in Allgemeinheiten». «Allein schon das Wir, das in allen Sätzen vorklingt!» (D S. 337). Ferner heißt es zur Begründung der negativen Auslese: «Die naiven Superlative verraten den Schüler» (D S. 349), «Schularbeit» (D S. 373), «der Dichter wächst nicht vor seinem Bilde!» (D S. 432). «Nicht einmal aus seinem Schwabentum ergibt sich etwas von echter Vergegenwärtigung» (D S. 433). «Schwerer zu fassen als ein Meister, weil ihm der Stil, die unbedingte Verantwortung abgeht» (D S. 435). «Er hat viel zu sagen... Aber er bleibt in seinen Objekten stecken, und eine Kommunion mit ihnen eingehn kommt ihm überhaupt nicht in den Sinn» (D S. 436)... «Seine Texte verraten nicht... den Dichter von Geblüt — den Menschen, der das geprägte Wort suchen muß, um sich selber zu finden» (D S. 462)... «Trotz des erwähnten inneren Ganges im Gedichte... kommt es zu keiner Annäherung des Göttlichen an das Menschliche und umgekehrt» (D S. 429).

Der realistisch-nüchterne Betrachter, unfähig des «inneren Mitschwingens» (D S. 151), wird sich an diese Methode des Identifizierens einer Dichtershandschrift mit Hilfe einer, wenn ich so sagen darf, ästhetischen Graphologie nicht leicht gewöhnen. Ihn wird vielleicht dünken, die hierzu notwendige Verfeinerung führe weitab vom Mittelalter, mag auch die Kunstwissenschaft

in ihrem Bereich Ähnliches schon lange üben. Er sähe gewiß lieber die Denkmäler mit der rhetorisch-artistischen Fachsprache erläutert, deren Erhellung auf einmal ein Hauptanliegen der mittelalterlichen Literaturwissenschaft geworden ist. Solcher Geistesart dürften die Echtheitskriterien des Verfassers subjektiv erscheinen⁴, und sie wird allenfalls gelten lassen, daß man so Dichtern erzähle. Einer solchen Sicht gegenüber läßt sich einwenden: sie unterschätzt die Gründlichkeit, die Ehrfurcht und die Verantwortung, mit der der Verfasser um die Wiederentdeckung des schönsten Werkes «des gründenden Meisters» ringt. Entscheidend für die rechte Würdigung des vorliegenden Buches bleibt, daß die auf dem Felde der mittelalterlichen Philologie neue Methode, die hier verwendet wird, wirklich nachprüfbar ist, mag sie auch so von anderen kaum wiederholbar sein.

Demgegenüber wird man weniger schwer werten, daß die Gegenprobe des Verfassers (D S. 426) in dem von uns zuletzt zitierten Beispiel (D S. 429) insofern nicht aufgeht, als sogar das für das meisterliche «Formniveau» grundlegende Einzelkriterium des inneren Ganges nicht so individuell unvertauschbar ist, wie der Verfasser es selbst (D S. 151) wünscht. Letzten Endes spielt also die umsichtige Merkmalskombination, bei der man das in den Scholien ausgebreitete ergänzende Material nie übersehen darf, eine für die endgültige Echtheitsentscheidung ausschlaggebende Rolle. Wenn man nach den Grenzen der Methode des Verfassers fragt, der «an allen Texten, auch den blässeren des Hymnenbuches... den volleren Atem, den größeren Blick, eines Meisters unverwechselbare Spur, und wenn fürs erste ein Wort sie trüge, verspürt, erkennt und zu zeigen sucht» (D S. 430), so wird man leicht einsehen, daß der Trefferprozentsatz dieser Methode um so größer ist, je meisterlicher das Werk war, auf das sie angewandt wird. Bei allem Wissen um die Anfechtbarkeit qualitativer Wertungen (D S. 430) setzt der Verfasser dennoch voraus jenes *non dormitat bonus Notkerus* (D S. 248f.). Zweitrangige Stücke, die zweifellos auch in das Bild eines Gesamtwerkes gehören, werden so mit viel geringerer Wahrscheinlichkeit faßbar.

Von solchen Erwägungen aus erhält besonders Gewicht die Tatsache, daß aus den vom Verfasser zurückgewonnenen Sequenzen Notkers sich wesentliche Sicherungen für die Zuschreibung an den großen Dichter selbst ergeben. Nach Bewältigung der philologischen Echtheitskritik erwies sich dem Verfasser zutreffend der zyklische Charakter der Ordnung des *Liber Ymnorum* im ganzen (D S. 416f.). Das Werk ist «eine sinnvolle, ungefähr gleichmäßige Ausschmückung des Kirchenjahres» (D S. 420) mit Sequenzen. Durch dieses Faktum wird besonders der Schritt von der Einzelinterpretation der Oster-Pfingstreihe zur Erhellung ihres fein abgestimmten Zyklus (D S. 234ff., 259f.) wohl zum eindrucksvollsten, Gewißheit ausstrahlenden Teilstück des Gesamtwerkes. Die Erkenntnis dieser Konzeption «stellt die Wissenschaft von Notker dem Hymniker erst auf ihren breiten und festen Grund». (D S. 234.) Die sorgsame Edition des *Liber Ymnorum* durch den

⁴ THEODOR SCHIEFFER. Hist. Zs. 173, 1952, S. 125.

Verfasser kündigt daher mit gutem Recht die *Editio princeps authentica latine et theotisce* an.

Wir übergangen alles weitere, schweigen von der sicheren Zeichnung des historischen Hintergrundes im ersten Buch⁵, von der instruktiven Poetik der Notkerischen Sequenz im 9.⁶, von der Auseinandersetzung mit der musikhistorischen Erforschung der Sequenz⁷. und lassen uns hier nicht auf die Frage ein, ob der Verfasser der historischen Wahrheit entsprechend, entschieden auch unter dem Eindruck des Liutwardbriefes Notkers, die Entstehung der Sequenz allein als germanische Aneignung der römischen Liturgie und ihrer Musik versteht (D S. 121f.). Abschließend sei vielmehr nur noch hervorgehoben, daß aus dieser weitgespannten, gelehrten Untersuchung ein lesbares Buch von künstlerischem Rang geworden ist. In ihm wird die Diskussion so geführt, daß sie ständig ebenso dem Kundigen wie auch dem Sachfremden anziehend bleibt, der sich mit dieser «ästhetischen Pädagogik» hohen Niveaus zu vertiefen versucht. Die Notkers Formenpräzision würdige Übersetzung — man vergleiche z.B. Friedrich Wolters' Verdeutschung von Notkers Pfingsthymne⁸ mit der in Anknüpfung an diese geformte Übertragung des Verfassers (E S. 55f.) — wird das ihre wirken, dem Werk jenen für hohe Dichtung aufgeschlossenen Leserkreis zu eröffnen, den es sich wünschen darf.

Bei der Würdigung eines so persönlichen Werkes, das «Geschichte als ein Geistiges erlebt» (D S. 268), ist es nicht ungerechtfertigt, dem Verfasser mit dem innersten Anliegen seines Buches zum Ende selbst das Wort zu geben:

«Die zyklische Lyrik ist immer selten gewesen... Der deutschen Welt lag die ganze Gattung lange und zumal in Goethes Jahrhundert fern; dann aber hat gerade hier Stefan George sein ganzes Werk in festgefügteten Ringen zyklischer Lyrik emporgebaut und damit auch für Notkers stillere Leistung den Sinn erweckt.» (D S. 238).

«Mir, der hier schreibt, liegt nichts daran, Notker unnützlich aufzuhöhen. Lange ehe ich ihn kannte, hatte ich Dichter und Meister genug für mehr als ein Leben, und mit derer keinem will ich ihn vergleichen. Aber ich merkte bald, daß er sich selber gleicht. Und nun trete ich nicht deshalb für ihn ein, weil ich mich halt so viele Jahre mit ihm beschäftigt habe, sondern umgekehrt, ich bin so lange bei ihm als Thema geblieben, weil man wirklich für ihn eintreten kann. Im Schaffen der Künstler liegt höchster Anspruch, und

⁵ In einem wesentlichen Teilproblem inzwischen weitergeführt durch VON DEN STEINEN, *Karolingische Kulturfragen*, Die Welt als Geschichte, 10, 1950, S. 156 ff.

⁶ Unabhängig zu verwandten Ergebnissen kommt GEORG REICHERT, *Strukturprobleme der älteren Sequenz*, Dt. Vjs. f. Literaturwissenschaft und Geistesgesch. 23, 1949, S. 227. ff.

⁷ In diesem Punkt wäre eine weitere Diskussion besonders wünschenswert. Zuletzt EWALD JAMMERS, *Rhythmische und tonale Studien zur älteren Sequenz*, Acta Musicologica 23, 1951, S. 1 ff., und J. HANDSCHIN, *Oxford History of Music, Über Sequenz und Tropus*, neue Auflage im Druck.

⁸ *Hymnen und Lieder der christlichen Zeit*, 2. Bd., Berlin 1922, S. 81 ff.

mit den menschlich höchsten Ansprüchen, dünkt mich, soll man zu ihnen kommen. So hab ich es auch bei Notker getan und bekenne, daß er mir im langen Umgang nur gewachsen ist. Nicht Riesenmaß und Wucht zeichnen ihn aus, sondern die unbedingte Echtheit: das vollkarätige Gold, die fugenlose Rundung, das reine, unabirrbare Götterlicht.

Nicht deshalb hat also der Verfasser so viele Seiten angefüllt, daß er sich selber hören ließe, sondern um für die Hymnen die Sinne zu öffnen: um mitten hinein zu führen in Art und Kunst und Geheimnis eines großen Dichters, zugleich aber auch — denn dieser Dichter steht nicht für sich allein — in einen Ernst und eine ursprüngliche Tiefe der christlichen Schau, wie sie längst nicht mehr erreicht wurde.» (D S. 148).

Erlangen

Karl Hauck

WALTER SCHLESINGER, *Die Anfänge der Stadt Chemnitz. Untersuchung über Königtum und Städte während des 12. Jahrhunderts.* Hermann Böhl- aus Nachfolger. Weimar 1952. 224 S. 6 Pläne.

Walter Schlesinger ist Dozent für deutsche Verfassungsgeschichte und Landesgeschichte Mitteldeutschlands an der Universität Marburg und hat bereits 1937 eine aufschlußreiche Arbeit über die Geschichte des Reichsgutes im mitteldeutschen Osten veröffentlicht. Wenn er über die Anfänge der Stadt Chemnitz publiziert, dann darf man mit Recht erwarten, neues über diese Stadt zu erfahren, über deren frühe Entwicklung bisher so gut wie nichts oder nichts Gewisses bekannt war.

Nach seinen Darlegungen geht die Stadtwerdung aus von dem 1136 durch Kaiser Lothar gestifteten Benediktinerkloster. Diesem Kloster wird 1143 von Konrad III. das Recht erteilt, einen königlichen Markt zu errichten. Den Einwohnern wird Zollfreiheit im ganzen Reiche zugesichert. Dieses Marktrecht ist weder rechtlich noch wirtschaftlich gleichbedeutend mit Stadtgründung. Das Privileg galt für einen Personenverband von Fernkaufleuten, der aus dem Verband des Klosters nicht heraustreten sollte. Es ist eine Art Vorstufe zur späteren Stadtgründung. Diese eigentliche Stadtgründung erfolgte 1165. Stadtherr war aber hier nicht der Abt, sondern das Reich. Nicht das Kloster gründete die Stadt, sondern der König. 1298 wird sie ausdrücklich als *civitas ... ad sacrum Romanum imperium nullo medio pertinens* bezeichnet. Wir haben also drei für die Stadtentstehung wesentliche Etappen: Klostergründung, Privileg für eine Kaufleuteniederlassung von Fernhändlern, königliche Stadtgründung.

Durch Vergleich mit anderen mitteldeutschen Städten, insbesondere mit Altenburg, für das eine Stadtrechtskodifikation Friedrichs I. von 1165 mit guten Gründen hypothetisch erschlossen wird, mit Zwickau, Pegau, Saalfeld, Rochlitz, Meißen u. a., wird von Schlesinger dargelegt, daß diese Gründungen der durch Reichsministeriale und Burggrafen geförderten bäuerlichen Siedlungspolitik der Staufer an die Seite zu stellen sind.